

Das Pop-up-Girl

Wie man ins Internet hineinruft, so tönt es heraus: Lady Gaga ist ganz zu Recht der Popstar der Stunde.

Von Christoph Fellmann
(Tages-Anzeiger, 9.11.2010)

Man kann Lady Gaga nicht hören. Wer es trotzdem tut und zum Beispiel eine CD mit ihren Songs einlegt, bekommt es mit Musik zu tun, die banal gebaut und brav gesungen ist, und so wenig funky, dass jeder Tanz dazu etwas Lähmendes hat. Lady Gaga hören heisst, nicht hinzuhören. Aber die 24-jährige New Yorkerin wäre nicht der grösste Popstar unserer Zeit, hätten diese Songs nicht eine einzige, herausragende Qualität: Sie prägen sich unmittelbar ein. Und das ist auch ihre einzige Funktion.

Denn Lady Gaga ist zum kleinsten Teil eine Popsängerin. Ihre Lieder sind die Klingeltöne, die anzeigen, dass Lady Gaga, die Oberfläche, gerade wieder vibriert. Dass die Performance weitergeht und die Berühmtheit gerade dabei ist, noch berühmter zu werden. Denn darum geht es, und das hat Gaga früh, nämlich in «Paparazzi», auch offengelegt. Wie in anderen Clips wird sie hier erst dann zum handelnden Subjekt, als sie tötet. Sie tut es, um in die Schlagzeilen zu kommen, und die Aufnahme der Polizeifotos ist das erste Shooting einer erfolgreich retablierten Karriere. Man sollte in Lady Gaga also nicht die weniger talentierte Musikerin als Madonna sehen. Sondern die viel talentiertere Nichtmusikerin als Paris Hilton.

Das ist umso bemerkenswerter, als Stefani Germanotta, wie Lady Gaga bürgerlich heisst, eine gute Sängerin und Pianistin ist. Es hatte Klasse, wie sie bei den letzten Grammys mit Elton John duettierte. Bloss hat sie aus ihrer Funktionsmusik jede Haltung und jedes Gefühl entfernt: «I want it bad / I want it bad», singt sie in «Lovegame», und natürlich ist es Absicht, dass das Verlangen klingt wie ein Tick. Oder wie ein besonders nerviges Pop-up auf einer ständig changierenden Benutzeroberfläche.

Lady Gaga hat den medialen Boulevard als amorphes Wesen erobert, in immer neuen Looks, in immer neuen Versionen von Nacktheit. Und in immer neuen Vagheiten: Ein Kleid aus Fleisch? Bitte schön, steht für Fleischschau, aber auch für Vegetarismus – und natürlich für ein schickes Kunstzitat. Wenn man sie deswegen oft mit Madonna verglichen hat, gilt es doch, den Unterschied zu betonen: Die Hingabe, mit der Madonna ihre vielen Rollen ausfüllte, hat Gaga durch klinische Präzision ersetzt. Ihren Gestaltungs- durch Siegeswillen. Und ihre echte Stärke, ihre echte Kommerzialität und ihren echten Sex durch etwas, das nur so aussieht.

In den Videoclips von Lady Gaga gibt es keine Empathie, kein Anliegen und kaum einmal eine Handlung. So bei ihrer letzten Single, die man beim Hören nach einer Minute durchschaut hat, die als Clip aber über 8 Minuten und 44 Sekunden den Blick bannt: «Alejandro», der Film, ist ein popkulturelles Mysterienspiel aus Chiffren und Zitaten, und klar kommt auch Madonna drin vor. Doch ist diese Fantasy ohne jede Idee von der Zukunft. Die popkulturelle Revolution hat angehalten, und was übrig bleibt, ist ihre Ikonografie. Alles ist gesagt, jede Provokation durchgewinkt und abgehakt. Selbst Dada ist nur noch gaga.

Das ist die Party, die Lady Gaga feiert. Ihre Kunst ist üppig, ja verschwenderisch, ihre Garderobe eine Pracht. Und doch ist der Horror vacui nicht zu übersehen, die Tatsache, dass es um nichts mehr geht. Noch nicht mal um Sex, denn auch der ist in diesen Clips auf eine Gebärdensprache reduziert, die Gaga mal auf einen Plastikdelfin, mal auf eine Büste, mal auf die perfekten Bodys ihrer Tänzer anwendet. Man ist vorhanden und sexy. Aber schon die sperrigen Brillen, Masken und Helme, die in diesen Videos leitmotivisch getragen werden, verhindern eine echte Begegnung, und sei dies nur ein Zungenkuss.

Wo die Gesichter verborgen bleiben, geht es offensichtlich um die Körper. In «Pokerface», ihrem grössten Hit, repetiert Lady Gaga zum Schluss die Titelzeile vom unlesbaren Gesicht, und im Clip ist zu sehen, wie sich die Tänzer dazu in gut antrainierten Gesten über ihren Körper hermachen. Der aber bleibt ziemlich ungerührt, ein Pokerbody. Die Metapher auf das digitale (Pop-) Geschäft leuchtet unmittelbar ein: Jener Körper gewinnt das Spiel, der sich zur Verfügung hält und dabei kühl bleibt wie ein Touchscreen. Man könnte von Porno reden, aber: Lady Gaga verkauft zwar Sex, aber keine Befriedigung. Das ist das zynische Ende, das die sexuelle Revolution für uns bereithält.

«Ich verändere die Vorstellung davon, was die Leute für sexy halten», hat Lady Gaga gesagt und über die Androgynität und Bisexualität gesprochen, die sie in ihren Clips durchbuchstabiert. Aber das ist im Pop seit dreissig Jahren der Courant normal. In Wahrheit ist es umgekehrt, und ihr Erfolg basiert darauf, dass sie die veränderten Vorstellungen von Sexyness bewirtschaftet. Und da ist Lady Gaga nun sehr aktuell. Sie erzählt von der Second-Life-Erotik, von Menschen, die zugleich over- und undersexed sind, die also weniger zum Zug kommen als ihre digitalen Stellvertreter. Kein Wunder, wirkt all der Sex in diesen Videos so technoid. So asexuell.

Um Lady Gaga näherzukommen, lohnt es sich, den Song von Queen zu hören, dem sie ihren Bühnennamen verdankt. «All we hear is Radio Ga Ga / Radio blah blah / Radio what's new / Radio someone still loves you», heisst es im Refrain von «Radio Ga Ga» (1984). Bei Lady Gaga scheint die Botschaft auf die erste Zeile verkürzt. Da ist kein Star, der jenen Fan zurückliebt, der allein in seinem Zimmer am Radio (oder am Bildschirm) sitzt. Da ist nur ein Star, der so tut. Was für eine Ironie, dass Lady Gaga der erste lebende Mensch war, der auf Facebook mehr als 10 Millionen Freunde hatte.

Die Gemeinschaft, die Lady Gaga mit ihren Fans behauptet, ist eine scheinbare: «Wer immer ich bin, wer immer ihr seid, lasst uns feiern, dass wir sein können, was wir wollen», hat sie gesagt und damit eher die Differenz betont als den Common Sense. Und mehr noch: Ihr Auftritt in unzähligen Abarten hat nichts von Selbstverwirklichung, aber alles von Selbstverlust. Sie spielt eine pervertierte Version des amerikanischen Traums durch: Wenn du alles sein kannst, bist du zuletzt nichts. Und das ist das Grossartige und das Schreckliche an Lady Gaga: mit welcher Konsequenz sie sich ins Zentrum der Leere stellt, die sie beschreibt. Und mit welchem Erfolg.

Madonna füllte die Leere einer Popstarexistenz durch ihre schiere Stärke aus, und Robbie Williams rührte uns mit seiner Angst vor der Leere zu Tränen. Beide hat man dafür geliebt. Bei Lady Gaga aber ist diese Leere eine unabänderliche Tatsache, ja, in gewissem Sinn sogar die

Raison d'être. Nur folgerichtig, hat sie aus ihrer schönen Pop- und Soulstimme eine blecherne Computersimulation gemacht – mit der sie am Wochenende bei den MTV Awards notabene einen weiteren Sieg errungen hat: Die Zuschauer des Fernsehsenders wählten sie zur besten Sängerin.

Aber auch diese Frivolität steckt schon in «Radio Ga Ga»:
«We watch the shows, we watch the stars / On videos for hours and hours / We hardly need to use our ears / How music changes through the years.» Man sollte Stefani Germanotta das Risiko hoch anrechnen, das sie eingeht. Denn dass sie diesen Song beim Wort nimmt, bedeutet: Man kann Lady Gaga nicht hören. Und mehr noch, man kann sie auch nicht lieben.